Lugin's Land

Erscheint jeden Samstag

verbunden mit Welt und Wissen

Beilage der „Nürnberger Zeitung"

4. Jahrgang | Samstag, 6. August 1927 | Nummer 31

Atlantis.

Von Hermann Bahr.

Namen wirken zuweilen schon durch ihren bloßen Klang so bezaubernd, daß, wer sie hört, sich in seinen liebsten Wünschen und Träumen bestätigt fühlt. Die Völker brauchen solche Namen, deren Wohllaut ihnen verheißt, was sie sich geheim ersehnen, ohne doch es nennen zu können: Namen von einer magischen Gewalt, unser tiefstes Verlangen aufregend und uns reiner beglückend, als Erfüllung jemals vermag. Keiner von allen klingt der abendländischen Menschheit inniger vertraut als Atlantis, ein Stichwort, auf das sich ihr sogleich die schönsten Erinnerungen, aber auch die kühnsten Hoffnungen melden. Atlantis! Wir können uns nicht recht erinnern, woran uns dies Zauberwort erinnert, wir wissen nicht, was es uns eigentlich verheißt, aber in der Gewißheit einer untrüglichen Verheißung liegt sein Reiz, liegt seine Macht über uns.

Plato hat uns das aufregende Wort überliefert an zwei Stellen: im Timäos und im Kritias; die Philologen knabbern bis auf den heutigen Tag noch immer vergeblich daran. Bald hoch im Norden, in Schweden, ja Spitzbergen, bald im Kaukasus, ja gar in Palästina, in Ceylon, bald wieder in Sardinien, selbst auf den Kanarischen und Azorischen Inseln ist Atlantis gesucht worden, und da sich alle diese Vermutungen doch niemals behaupten konnten, kehrte man schließlich wieder zu Alexander v. Humboldts Erklärung zurück, Atlantis sei bloß eine Fabel. Es sieht aber Plato nicht ähnlich, so exakt gefabelt zu haben, ganz unnötig exakt. Auf Solon und die Jahrbücher ägyptischer Priester sich berufend, erzählt er von einem gewaltigen Krieg, der neuntausend Jahre vor seiner Zeit zwischen den jenseits der Säulen des Herakles hausenden Menschen und denen diesseits davon entbrannte: zwischen den Königen der Insel Atlantis und den Griechen. Atlantis ist dann durch ein Erdbeben zerstört worden, nichts blieb davon übrig als ein ungeheurer Schlamm, in den der Schritt einsinkt. Im Altertum erlosch Erinnerung an ein so schaudererregendes Ereignis niemals. Dionys von Milet schrieb eine Reise nach Atlantis, wie Diodor berichtet, ein Weltreisender zur Zeit Cäsars, der erste, der sich an einer Universalgeschichte versuchte. Damals schon muß Atlantis etwas von dem geheimen Zauber in sich getragen haben, mit dem der Klang des Namens allein noch bis auf den heutigen Tag jeden bestört, der ihn vernimmt. Niemals ganz erloschen, flammt die beglückende Macht der versunkenen Atlantis gar von neuem auf, seit Afrika jetzt immer mehr ein Ziel merkantilen Sinnes der um das Mittelmeer wohnenden Völker wird: ein Geschäft. Es ist seltsam, wie da der wissenschaftliche Forscher zuweilen, bevor er es selbst noch merkt, ein Agent geschäftlicher Interessen wird und umgekehrt wieder der Händler, der Kaufmann, den nur sein Vorteil lockt, unversehens der Verführung erliegt, die schon der bloße Schall des Namens Atlantis ausstrahlt, der Verführung zum Dichter.

Noch vor dem Weltkrieg 1907 ging Leo Frobenius als Leiter einer deutschen Forschungsreise nach Afrika. Von ihren Ergebnissen Bericht erstattend, hieß er diese Schrift „Auf dem Wege nach Atlantis" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg, 1911). Frobenius ist ein ernster Mann der Wissenschaft und ein harter Mann der Tat mit einem heimlichen, aber gut beherrschten Schwärmer in sich, und gerade nur so viel vom Phantasten, als für einen, der in den Urwald geht, unentbehrlich ist. Dennoch glaubt er an Atlantis, ja er glaubt sich schon auf dem Wege nach ihr. Daß der Leser dies zwischen den Zeilen immer wieder leise durchspürt, ist der große Reiz, der seinem Buch weit über den Fachbezirk hinaus dankbare Bewunderung warb. Es hat Stellen, wo man fast vergißt, daß es doch eigentlich kein Roman ist. Acht Jahre später erschien Pierre Benoits „L'Atlantide" (bei Albin Michel, Paris). Benoit, der in seiner ersten Jugend zehn Jahre in Tunis und fünf in Algier verbracht hat, debütierte 1918 mit einem Roman „Königsmark" nicht ohne Glück. Aber die Wirkung der „Atlantide" war unbeschreiblich, und sie mag ihn jetzt zuweilen heimlich bedrücken, weil gegen diesen Welterfolg kein anderes seiner Werke mehr völlig aufkommt. Vom Hochmut deutschen Geschmacks wird Benoit unter die bloßen „Macher" eingereiht, aber wenn man zugesteht, daß er an dem, was wir das „Dichterische" nennen, nicht reich ist, so schwindelt er uns das aber auch gar nicht vor, und seine Kunst der Spannung, der geschickten Steigerung und einer sehr glücklichen Mischung von stichhaltiger Erudition mit einer reichen, unerschöpflichen, aber ihre Gaben doch immer in dem Leser bekömmlichen Dosen zumessenden Phantasie hat eine Höhe, die nur geborenen Erzählern erreichbar ist; sie sind an den Fingern einer Hand zu zählen, Amerika mit eingerechnet. Es geht keinesfalls an, Benoit einfach als französischen Georg Ebers abzutun, schon seiner merkwürdigen, in Frankreich allerdings nicht so seltenen, aber in ihm noch ungewöhnlich gesteigerten Begabung wegen, einer eigenartigen Mischung von berechnendem Verstande mit der Fähigkeit, auf Kommando dann gelegentlich in ehrliche Schwärmerei zu geraten. Er vermag sich an einem zunächst sichtlich bloß vom Verstande gewählten, ruhig überlegten Entwurf, der nichts von Einsatzung hat und dem er so kritisch gegenübersteht wie dem Plan eines anderen, bei der Ausführung dann zu solcher Ergriffenheit und in ein Miterleben und Miterleiden zu steigern, daß es allmählich zuweilen der Erregung, ja der Trunkenheit, von der Dichter in den entscheidenden Augenblicken des künstlerischen Schaffens überholt werden und dann wie besessen sind, zum Verwechseln wähnt sieht; der Leser atmet erleichtert auf, wenn er dann auf einmal doch wieder die sichere Hand gewahrt, die die Karten mischt. Aber der unerhörte Welterfolg seiner „Atlantide" ist doch nicht bloß der bewundernswerten Kunstfertigkeit des Erzählers zu danken, sondern vor allem der magischen Gewalt, die der bloße Name schon ausstrahlt.

Nach Benoit war nun die Reihe wieder an den Deutschen, und Atlantis fand auch hier einen für sie wie vom Schicksal vorbestimmten Mann. Paul Borchardt, seit Jahren in Asien und Afrika heimisch, hat jetzt durch einen Vortrag im Geographischen Institut der Münchener Universität Aufsehen erregt, selbst bei so sachverständig kritischen, poetischer Wallungen unverdächtigen Hörern wie Geheimrat v. Dryngalski und Oswald Spengler. Borchardt ist nicht mehr bloß „auf dem Wege nach Atlantis", er steht schon an ihrem Grab, bereit, ihr Schliemann zu werden. Atlantis liegt für ihn in jenem salzigen Sumpf, der heute Schott Djerid heißt, einst Bahr Attala, Meer der Atalanten, und später Tritonsee benannt wurde, nach dem Sohne des Poseidon, dem Schutzgeist aller Seefahrer. Der Atlas aber, der den Himmel trägt, ist ihm das Aharggormassiv, von dem lybischen Stamme der Attala bewohnt, schon von Herodot gekannt und von Ptolomäus Monstalae genannt, wodurch wir, nebenher auch erst verstehen lernen, warum Herakles nach den Aepfeln der Hesperiden durch die Lybische Wüste wandern mußte, während er, wenn der Atlas der Alten, wie man sonst annahm, in Algier lag, sich doch einfach einschiffen konnte. Nehmen wir das Meer der Atlanten für identisch mit dem Tritonsee und erinnern wir uns, daß der große Tempel des Poseidon in Atlantis lag, so meint Borchardt daraus schließen zu können, daß wir hier an jenem Sumpf sind, in den Atlantis versank. Wann? Diodor berichtet von einem großen Erdbeben in dieser Gegend, und von diesem denkt sich Borchardt Atlantis verschlungen. Daß sie nach der Ueberlieferung auf einer Insel lag, stört ihn nicht, weil das Wort Insel dort auch im Sinne von „Oase", ja gelegentlich auch für Halbinsel gebraucht wird, das Wort „Meer" oft bloß „großes Wasser" bedeutet; Araber nennen den Nil gern einfach „el Bahr", das Meer. Die Atlanten waren dann ein reiches verwegenes Küstenvolk, das Kriege gegen Aegypten wagen konnte. Auch die Phäakenstadt Homers will Borchardt in der Nähe des heutigen Grabes sehen. Man kann die Leidenschaft verstehen, mit der er, was ihm sein geistiges Auge so handgreiflich zeigt, nun auch augenscheinlich aller Welt beweisen will. Er will graben. Atlantis ausgraben!

Die Sehnsucht Platos geht an uns in Erfüllung. Atlantis kehrt wieder, aus einer Versunkenheit von zehntausend Jahren auferstehend.

Gebet zu Gott.

Und immer bist es du: Herr! den wir meinen,
wenn wir den Blick erheben oder sprechen
und uns von Bäumen reife Früchte brechen:
wenn wir in leere Nächte grundlos weinen.

Und immer sind es wir, die zu dir kommen,
die ihre letzte Krume mit dir teilen
und deinethalben dulden Schmerz von Pfeilen:
doch du hast nie uns auf zu dir genommen!

Du siehst wie Blätter uns im Wind verwehen,
ein irres Flämmchen uns vor dir erbleichen;
doch deine Miene macht es nicht erweichen
und daß wie Schnee in Gossen wir zergehen!

Karl Frenz.

Weibliche Filmregisseure.

Die wichtigste Persönlichkeit bei der Filmschöpfung ist der Regisseur, der Mann, der durch das Megaphon dem Heer der Schauspieler, den Kameraleuten und Elektrikern seine Anordnungen zuschreit, der die Massen der Statisten und technischen Arbeiter beschäftigt und die schwierige Aufgabe hat, den Star bei guter Laune zu erhalten und aus allen Mitwirkenden die höchste Leistung herauszupressen. Er muß eine eiserne Hand haben, unermüdliche Zähigkeit, einen unfehlbaren Blick für die Wirkung und noch manches andere. An Aufnahmetagen ist er von 9 Uhr morgens bis um Mitternacht ununterbrochen tätig. Für so schwere Arbeit ist das zarte Geschlecht weniger geeignet, und so hat man bisher selten von weiblichen Filmregisseuren gehört. In neuester Zeit aber setzt sich die Frau, die ja beim Film überhaupt eine so große Rolle spielt, immer mehr durch. Die große amerikanische Firma Famous Players Lasky hat kürzlich für ihre Produktion Dorothy Arzner als Filmregisseur verpflichtet, und diese junge und schöne Dame hat bereits einige große Erfolge geerntet. Der 1. Film, den sie herausbrachte, ein leichtes Lustspiel „Moden für Frauen", hatte eine Anmut der Szenenführung und eine solche Fülle harmloser und dabei entzückender Einfälle, daß man sogleich die Frauenhand in der Regie erkannte, und diesen Wert wollte man sich nun nicht mehr entgehen lassen. Miß Arzner hat beim Film von der Pike auf gedient. Sie begann als Verfasserin von Filmtexten, wurde dann beim Schneiden der Filme beschäftigt und setzte Hollywood durch die überaus behutsame und doch sichere Art in Staunen, mit der sie einem allzu lang gewordenen Film das richtige Format zu verleihen wußte. So hat sie schon als „Filmschneiderin" sehr große Summen verdient und wird jetzt als weiblicher Regisseur bahnbrechend für die Betätigung der Frauen auf diesem Gebiet wirken. Sie ist übrigens nicht die einzige Regisseurin in Amerika. Schon vorher hat Lois Weber mit ihrem Film „Schuhe" einen starken Erfolg errungen und auch bei verschiedenen anderen Filmen Regie geführt. In Frankreich gilt Germaine Dulac für eine der stärksten Schöpferkräfte des französischen Films, und in Schweden ist es die erfahrene Schauspielerin Karin Swanstrom, die ihre große Erfahrung in der Bühnenwelt mit feinstem Geschick auf den Film übertragen hat.

Nikolaus Lenau.

Zu seinem 125. Geburtstage am 13. August.

Von Achim von Bluterfeld, Berlin.

O, Menschenherz, was für
Ein rätselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.

Am 13. August 1802 wurde Lenau (mit seinem Familiennamen Franz Nikolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau) in Csatád in Südungarn als Sohn eines leichtsinnigen, spielwütigen und nach Weibern jagenden, ewig vagierenden Lebemannes und einer höchst erotisch veranlagten, leidenschaftlichen und sich aufopfernden Mutter zu einem qualvoll-zerrissenen Leben geboren.

Er gehört zu jenen, deren Leben am Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit zerbricht, denen die märchenschöne Welt romantischer Illusionen zwischen den Fingern zerrinnt, und die sich mit der Realität nicht abzufinden wissen. Ein Mensch, dem der Glaube an die göttlichen Extasen der Phantasie und des Gefühls lebensnotwendiges Element ist, die sich innerlich verzehren in dem unüberwindbaren, dämonischen Skeptizismus gegenüber all dem, was ihnen Lebensbedürfnis ist. Während der Lenau in manchem verwandte Heine, der überwiegend Intellektuelle, sich aus diesem Zwiespalt in die Gefilde der Ironie flüchtet, stürzt Lenau, der Gefühlsmensch, rettungslos in die Abgründe des Weltschmerzes.

Ein Mann voller zehrender und sich verzehrender Sehnsucht nach dem Absoluten und Vollkommenen, ein Vagant, der ewig bangt nach Haus und Herd, nach Weib und Kind, und der doch aus Begierde von Genuß zu Genuß taumelnd, von dem Dämonen in der eigenen Brust, wie von Furien, rastlos und unerbittlich durch das Dasein gepeitscht wird, ohne irgendwo, vor allem in sich selbst, Fuß fassen zu können, faustisch nach Wahrheit und Erkenntnis ringend, ohne sie fassen zu können.

Nirgends hält er aus, bei keinem Studium, in keiner Lebenslage, immer wieder jagt ihn gespenstische Unruhe zu neuen Gestaden, die, kaum betreten, auch schon wieder fluchtartig verlassen werden. Ohne jede Ausdauer drängt in seinen Entschlüssen und Wünschen, abfurd und ohne inneren Pol, ermangelnd jeder zupackenden Aktivität eigenen Handelns, läßt er sich, hilflos und knirschend ob seiner Hilflosigkeit, ins Ungewisse treiben. Von Anastasius Grün zutreffend charakterisiert als einer, der „immer nur litt". Einer von den Bedauernswerten, die sich in das Weltgefüge nicht einzureihen wissen, die keinen Anschluß an die treibenden Mächte des Daseins finden, die mit schmerzvoll aufgerissenen Händen überall ins Leer greifen und an ihrer qualvollen Zusammenhanglosigkeit mit allem, was sie umgibt, in grauenvoller Verzerrung aller Linien des eigenen Ichs dem Wahnsinn unentrinnbar in die Arme laufen, — dem Wahnsinn, der irgendwo in dunkler Ferne, in öder Felswüste auf sein Opfer lauert.

Symbolisch für Lenaus ganzes Sein ist sein Studiengang. In Wien studiert er anfänglich Philosophie, dann in Preßburg ungarisches Recht, besucht eine landwirtschaftliche Schule, studiert, nach Wien zurückgekehrt, das deutsche Recht, dann vier Jahre Medizin, alles ohne jede Selbstzucht, ohne jedes ernste Ziel.

Aehnlich verwickelt und heimatlos ist er im Reich der Liebe. Der frühzeitig in der Knabensexualität Bewanderte wird von einer zügellosen erotischen Phantasie getrieben, die weit über das hinaus geht, was das Weib zu bieten vermag, und die deshalb in der Realität stets Schiffbruch erleiden muß. Auch hier eine durch nichts zu heilende Zerrissenheit. So in seinem Verhältnis zu Berta Hauer, zu Lotte Gmelin. Nur in der Sehnsucht vermag er zu lieben. In der Erfüllung versagt er. Mehr Dauer ist seiner Leidenschaft zu der ihm unerreichbaren, verheirateten Sophie Löwenthal gegeben, mehr Dauer deshalb, weil seine Gefühle ständig unerfüllt ins Land unerreichbarer Sehnsucht ausschweifen, in ihm sich verbrennen können.

So war sein ganzes Leben, mit seinen bald dunkel glimmenden, bald wild ausbrechenden Ekstasen, ein Leben, das dem Psychologen und Pathologen oft viel interessanter sein mag als sein in vielem zeitgebundenes Werk, eine ruhelose Hetzjagd, die nie Erfüllung brachte und die nie hätte Erfüllung bringen dürfen, da für Lenau, dem vom Brand der Sehnsucht Erglühten, Erfüllungen gleichbedeutend mit Katastrophen gewesen wären. Selbst in die Urwälder Amerikas suchte er, vor sich selbst und vor den ihn bedrängenden Dämonen seiner unglücklichen Natur zu entfliehen, ohne zu bedenken, daß er seinen Anlagen nirgends in der Welt entrinnen konnte, daß sie ihm in ständigem Wachsein auf den Fersen waren, daß sie mit ihm durch die Arena des Lebens jagten, wie sein Schatten. Jahre hindurch hat er in geistiger Umnachtung gelebt, bis ihm endlich der Tod die Ruhe brachte.

Dieses schattenhaft-gespenstische und doch von wild lodernden Feuerbränden durchbrauste und durchprasselte Leben in seiner genialen Phantastik, in seiner zum Abgrund gewordenen Tragik wird vor allem denen lebendig bleiben, denen Menschenleben von dämonisch umitterter Atmosphäre Erlebnis ist. Es hat bleibenderen Gehalt als sein Werk, das letzten Endes nur gebrochener Widerschein der in ihm brodelnden und zischenden vulkanischen Kräfte ist.

Ein Dichter des Pathos, der dem Leben die leuchtenden Purpurgewänder seiner Phantasie umhängt, um es so zu sehen, wie er es braucht, wie er es einzig ertragen kann. Ursprünglichtes ist in seinen Dichtungen, wenn sie an die Wurzeln der Natur greifen, wenn in ihnen das Hochgebirge, das Meer, der Urwald, die ungarische Heide Gestalt annimmt, wenn er sich ausschweigen kann in Sturm, Gewitter, niederstürzenden Wassermassen, in elementaren Naturgewalten. Eine Melancholie, die sich hineinbohrt, sich hineinstürzt in die große Schwärze und Hoffnungslosigkeit des Nichts, in das zeit- und raumlose Chaos. Ein Dichter der Einsamkeit, der sich in Sehnsuchtsphantasien zu ihr hindrängt, ohne sie ertragen zu